

Heimgefunden

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **32 (1938)**

Heft 24

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-926617>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Söhnen des Hauses benutzt. Das 1783 angekaufte Billard ist noch erhalten. Endlich gelangt man von hier nach der sogenannten „Schwenbkammer“ im dritten Turmgewölbe. Von der trüben Gemütsstimmung, die den Schloßherrn infolge der vielen Pestjahre beherrschte, legt die Inschrift auf der Außenseite der Türe mit dem Totenkopfe darunter Zeugnis ab. Auch sie entstand 1664. Später wurde dieser Schlafraum wieder aufgegeben und als Vorratskammer für Hausgeräte, gedörrtes Obst, Seife, Teekräuter, Pulver, alte Bücher und Manuskripte eingerichtet, bis dann um die Mitte des 19. Jahrhunderts die ansehnliche Schloßbibliothek darin ihre Unterkunft fand, mit einigen Altertümern und Merkwürdigkeiten, die der geschichtskundige letzte Schloßherr Rudolf von Effinger (1803 bis 1872) der Aufbewahrung wert hielt. Damit ist unser Rundgang im Schlosse beendet.

Wir scheiden nicht von dieser Stätte, ohne nochmals pietätvoll des Geschlechtes zu gedenken, das sie während Jahrhunderten in Ehren bewohnte und namentlich seiner letzten Angehörigen, Julie von Effinger (gestorben am 25. Oktober 1912), welche durch die Schenkung ihres Besitzes an die Eidgenossenschaft ihrer vornehmen, vaterländischen Gesinnung Ausdruck verlieh, würdig ihres Vaters und ihrer Ahnen.

A. B.

Heimgesunden.

In der Nähe eines größeren Dorfes im Schweizerischen Mittelland steht ein einfaches, altes Bauernhaus. Vor den Fenstern blühen den ganzen Sommer hindurch leuchtende Geranien und auch dem Gärtchen neben dem Hause sieht man an, daß die Hausfrau eine Blumenfreundin ist, so daß oft die vorübergehenden Leute am Gartenzaun stehen bleiben, um sich zu freuen an der Rosen-, Nelken- oder Asternpracht. Hinter dem Hause sind Pflanzplätz und Hofstatt und rings um das Anwesen herum liegen einige Wiesen und Felder. Im Stall stehen etliche Kühe und nebendran machen sich die Schweine durch lebhaftes Grunzen bemerkbar, während ein bunter Hahn mit seiner Hühnerschar im Hofe herum spaziert. Alles macht einen guten, friedlichen Eindruck, man denkt unwillkürlich: hier wohnen glückliche Menschen.

Eine fröhliche Kinderchar, sieben Mädchen und ein Knabe, sorgen, daß Sang und Klang

im Hause nie aufhört. Die Mutter ist selber eine fröhliche Natur, sie hat eine schöne Stimme und singt gerne mit ihren Kindern. Oft an schönen Sonntagabenden sitzt die ganze Familie vor dem Haus, Mutter und Kinder singen ein Lied nach dem andern, während der ernste Vater daneben sitzt und seine Pfeife rauchend gar gerne zuhört. Die Kinder haben früh schon helfen müssen in Haus und Feld, denn da ist weder Knecht noch Magd. So wachsen sie heran, gewöhnt an Arbeit und Gehorsam. Die älteste Tochter ist schon nicht mehr daheim, sie ist in einem Pfarrhause im Dienst, wo die Eltern sie gut aufgehoben wissen.

An einem schönen Abend im Frühsommer stand der kleine siebenjährige Kläusli vor dem Haus und spähte nach dem Vater aus, der mit der Milch in die Käseerei gegangen war. Sobald er ihn erblickte, rief er ins Haus hinein: Mutter, der Vater kommt. Darauf ging er zum Stall, zur Scheune und gegen den Pflanzplätz und rief seine Schwestern zusammen zum Nachtessen. Alle setzten sich an den großen Tisch in der Küche, die Mutter trug die dampfende Suppe auf den Tisch, während der Vater große Stücke von einem mächtigen Brotlaib abschnitt. Nach dem Tischgebet hörte man eine Weile nichts als das Geklapper der Löffel, aber als der Kleine seinen ersten Hunger gestillt hatte, mußte er mit seiner großen Neugierde herausrücken. „Vater, am Montag haben wir Ferien, dann kann ich dir auch helfen, gell?“ „So, so“, meinte der Vater lächelnd, „dann ist nur brav Suppe, daß du stark wirst und bald mähen kannst.“ Klaus streckte seine Arme in die Höhe und rief: „Oh, ich bin schon stark, aber deine Sense ist mir zu groß und zu schwer, du mußt mir eine kleine kaufen.“

Eben wollte der Vater wieder antworten, als die Türe aufging und der Briefträger der aufstehenden Mutter eine Zeitung und einen Brief entgegenstreckte. „Von der Gret“, sagte sie und reichte beides dem Vater. Erst als die Töchter den Tisch abräumten, öffnete der Vater den Brief, setzte die Brille auf und las, was seine Tochter schrieb. Es war jedenfalls nichts Angenehmes, denn sein Gesicht war plötzlich voll Unmut. Er reichte den Brief der Mutter und verzog sich in den Stall. Erst als die Kleineren im Bett waren, wurde über den Brief gesprochen. „Die Gret kommt heim, sie hat ihre Stelle gekündigt“, sagte die Mutter den Töchtern, „das gefällt uns gar nicht, nicht einmal ein Jahr hat sie ausgehalten.“ „Man muß

dann ein ernstes Wort mit ihr reden“, meinte der Vater. Man sah es den Eltern an, daß sie bekümmert waren über ihre Tochter.

Diese, ein großes, hübsches Mädchen von 18 Jahren, rückte dann einige Tage später an. Sie hatte nur ein kleines Handkofferchen bei sich, sie habe ihre Sachen bei einer Freundin eingestellt. Dieselbe suche ihr eine bessere Stelle, wo sie mehr Lohn bekomme, erzählte Gret den Schwestern. Auf die Frage der Eltern, warum sie das Pfarrhaus verlassen habe, hatte sie viele Klagen über viel Arbeit und wenig Freizeit. Der Vater zeigte der Gret, daß er sehr unzufrieden mit ihr sei, er habe von ihr erwartet, daß sie im Dienste fleißig, bescheiden und gehorsam sei, wie sie es daheim gelernt habe, nun habe sie ihm Schande gemacht durch ihr Weglaufen. Gret machte ein trotziges Gesicht und behauptete, ihre Freundinnen hätten sie immer ausgelacht, weil sie so lange im Pfarrhaus ausgehalten habe. Nun aber fragte die Mutter: „In was für Familien dienen denn deine Freundinnen?“ „Sie sind Serviertöchter in Wirtschaften, sie bekommen viele Trinkgelder und haben jede Woche einen Nachmittag frei.“ Da wurde der Vater zornig und schrie: „Aber du sollst keine Serviertochter werden, verstanden?“ „Warum denn nicht?“ rief Gret. „Weil es für dich eine Gefahr wäre“, erwiderte die Mutter. „Aber eben eine solche Stelle möchte ich“, trotzte Gret. „Dann bleibst du halt daheim und hilfst hier und wir suchen der Rosa eine Stelle in einem christlichen Hause“, sagte der Vater. „Ich bleibe nicht daheim, ich passe doch nicht mehr zu euch“, sprach die Gret in großer Erregung, rannte aus der Stube, schlug die Türe mit Wucht zu und bald darauf sah man sie in Hut und Mantel mit dem Kofferchen der Eisenbahnstation zueilten.

Das war für die ganze Familie ein schwerer Kummer. Der Vater lachte gar nicht mehr und die Mutter hatte oft verweinte Augen, denn man wußte gar nichts von der Gret, man wußte nicht einmal wo sie sich aufhielt. Viele Gebete sind zum Himmel aufgestiegen für das verlorene Kind.

Wo war die Gret hingekommen? Wir finden sie in einer großen Stadt, weit von daheim in einer kleinen unsaubern Wirtschaft als Serviertochter. Da sie wenig Geld hatte, konnte sie nicht warten auf eine Stelle in einem großen vornehmen Lokal, sie mußte nehmen, was sich ihr sogleich bot. Ihre Träume von großem Lohn, reichlichen Trinkgeldern und

viel Vergnügen sind nicht in Erfüllung gegangen. Die Gäste muß sie mit freundlichem Gesicht bedienen, aber wenn sie allein ist, liegt ein unzufriedener, mürrischer Zug auf ihrem Gesicht. Ihre roten Backen hat sie verloren, denn sie kommt nie aus dem Bierdunst und Tabacksqualm heraus an die frische Luft. Wiesen und Wald hat sie schon lange nicht mehr gesehen, sie hat ordentlich Heimweh darnach. An ihr Vaterhaus denkt sie nicht gerne, denn ihr Gewissen klagt sie an, wie sehr sie Unrecht getan habe. Es ist Winter geworden, Gret steht am Fenster und schaut hinaus, wie die weißen Schneeflöcklein auf der Straße sofort zu einem schmutzigen Brei werden. Sie bekommt starke Sehnsucht, eine weiße Schneefläche zu sehen und sie fragt ihre Meisterin, ob sie für eine Stunde an die frische Luft dürfe, es sei ihr nicht gut. Da wenig Gäste zu erwarten waren, erlaubt es die Frau und Gret stürmt davon. Sie möchte zur Stadt hinaus, um verschneite Gärten und Felder zu sehen.

Lange, lange steht sie und kann sich nicht satt sehen an den schneebedeckten Gärtchen der Vorstadt, aber sie muß ja wieder umkehren in den Bierdunst hinein, oh, wie war ihr so bitter geworden, was sie so heiß begehrt hatte. Plötzlich hört sie singen und sieht eine kleine hell erleuchtete Kapelle. Nur einen Augenblick will sie hineinschauen, es zieht sie mächtig hinein. Oh, was sieht sie und hört sie? Eben stimmen die Leute in der Kapelle den Vers an

Dein Zion streut Dir Palmen
Und grüne Zweige hin,
Und ich will Dir in Palmen
Ermuntern meinen Sinn.
Es soll mein Herz Dir grünen
In stetem Lob und Preis
Und Deinem Namen dienen
So gut es kann und weiß.

Ein Adventskranz mit Lichtlein hängt von der Decke herunter und überall sind Tannenzweige mit brennenden Kerzlein angebracht. Es ist Advent und bald Weihnachten. Das geht wie ein Schauer der Gret durchs Herz, in ihrem düstern Einerlei hat sie nicht daran gedacht. Nun wacht die Erinnerung auf an die Adventssonntage daheim. Tränen verdunkeln ihre Augen, sie taumelt auf die Straße hinaus. Während in ihren Ohren das ihr so wohlbekanntes Adventslied weiter tönt, sieht sie im Geiste die Stube daheim mit dem Adventskranz und den Lichtlein, es ist ihr, als höre sie die Schwestern singen mit der Mutter und sie ist davon aus-

geschlossen durch eigene Schuld. Aber sie muß wieder in den Lärm der Wirtsstube hinein, sie muß reden und lächeln, wenn ihr auch das Herz wehtut. Es liegt ein schwerer Druck auf ihrem Herzen, bis sie endlich spät am Abend in ihr Kämmerlein kommt, wo sie sich ausweinen und sich besinnen kann. Das Heimweh nach dem trauten Vaterhaus, nach der Liebe von Eltern und Geschwistern zieht sie mächtig, aber sie schämt sich, denn sie weiß, sie kann nur heimkehren wie der verlorene Sohn heimkehrte. Sie muß ihr Unrecht bekennen und um Verzeihung bitten. Aber so weiterleben kann sie doch nicht mehr und beschließt nach einer durchwachten Nacht, wo sie wieder gelernt hat die Hände im Gebet zu falten, dennoch heimzugehen.

Sie bittet am Morgen ihre Meisterin, sie zu entlassen, sie könne es vor Heimweh nicht mehr aushalten. Die Wirtin schimpft und verspottet sie, daß sie auf Weihnachten heimwolle wie ein kleines Kind, aber schließlich willigt sie doch ein, sie müsse aber warten, bis sie eine andere Serviertochter habe.

Aller Troß ist in Grets Herz gebrochen, sie hat nur noch einen Wunsch und eine Sehnsucht: heim, heim. Es wird ihr schwer, daß sie noch einige Tage warten muß, aber endlich schlägt doch die Stunde der Erlösung. Am 24. Dezember, am heiligen Abend, sitzt sie im Zug und fährt der Heimat zu. Je mehr sie sich dem Vaterhause nähert, desto banger wird ihr ums Herz. Ob sie Verzeihung erlangen wird, ob sie wieder als Kind aufgenommen wird, das bewegt ihre Seele, denn sie weiß, sie hat es nicht verdient. Der Zug hält, sie steigt aus und geht schweren Herzens und langsamen Schrittes dem Hause zu. Sie sieht schon von weitem, daß der Christbaum brennt, daß sie also daheim Weihnachten feiern. Sie stellt ihren Koffer ab und schleicht ums Haus herum bis zu einem Fenster, wo sie hineinschauen kann. Ihre Geschwister stehen um den Weihnachtsbaum herum und sagen die Weihnachtsgeschichte auf. Auf dem Sofa sitzen die Eltern, die sich sonst bei jedem Weihnachtsfest so herzlich freuen konnten. Heute muß die Mutter fortwährend die Tränen abwischen, weil sie immer des verlorenen Kindes gedenken muß und auch auf des Vaters Gesicht liegt eine große Traurigkeit. Als Gret das sieht, kann sie nicht mehr länger zögern. Sie geht ins Haus hinein, reißt die Stubentür auf und stürzt auf die Eltern zu. „Vater, Mutter, vergebt mir, oh vergebt mir, ich bin es nicht wert,

aber vergebt mir“, ringt es sich von ihren Lippen unter Weinen und Schluchzen.

Da geht ein Freudenschein über der Eltern Gesichter, sie ziehen die Tochter ans Herz und vergeben ihr alles. So selige Weihnachten haben sie nie zuvor gefeiert, ihr Weinen ist in Freude verwandelt worden und mit dankerfüllten Herzen stimmen alle freudenvoll ein, daß es wie ein Jubellied tönt:

Seht er liegt in seiner Krippen,
Ruft zu sich, mich und dich,
Spricht mit süßen Lippen:
Lasset fahren liebe Brüder,
Was euch quält, was euch fehlt,
Ich bring alles wieder.

L. G.



Linolschnitt von C. Zselt.

Phylax

(ein griechischer Name und heißt: Wächter.)

Wer heißt so? Ein Hund. Dieser ist etwas größer als seine Cousine Metti. Klug ist er auch. Ja, einmal hat er seine Herrin überlistet. Was hat er Schlimmes getan?

Beim Regenwetter durfte er seine Herrin nicht hinausbegleiten. Sein Betteln und Winseln nützte nichts. Nur bei gutem Wetter